



Open Access Repository

www.ssoar.info

Weiblich, feministisch, Intellektuelle: Paradoxie oder Tabu?

Dackweiler, Regina-Maria

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dackweiler, R.-M. (2015). Weiblich, feministisch, Intellektuelle: Paradoxie oder Tabu? *GENDER - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 7(3), 12-30. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-458160>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Schwerpunkt

Regina-Maria Dackweiler

Weiblich, feministisch, Intellektuelle: Paradoxie oder Tabu?

Zusammenfassung

Der Beitrag geht der Frage nach den Gründen für die anhaltend zu konstatierende Leerstelle weiblicher bzw. feministischer Intellektueller in der Historiografie und Soziologie der Intellektuellen nach. Hierfür wird von einem Spannungsfeld ausgegangen, das sich aus den Dimensionen von Anerkennung, Definition, (Selbst-)Autorisierung sowie Zugehörigkeit zu dieser Sozialfigur konstituiert. Mit Blick auf den Entstehungszusammenhang der Neuen Frauenbewegung sowie im Rückgriff auf feministische Erklärungsansätze und die Intellektuellentheorien von Bourdieu und Gramsci werden das Paradox der weiblichen bzw. das Tabu der feministischen Intellektuellen herausgearbeitet. Auf der Grundlage einer Skizze der frühen politischen Ideen der Neuen Frauenbewegung wird abschließend eine veränderte Genealogie der Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland gefordert.

Schlüsselwörter

Intellektuelle, Neue Frauenbewegung, Intellektuellentheorie, Bourdieu, Gramsci

Summary

Female, feminist, intellectual: Paradox or taboo?

This article examines why female and feminist intellectuals are still not included in the historiography and sociology of intellectuals. The assumption is that there is an area of tensions related to this social role based on the dimensions of recognition, definition, authorization and belonging. In view of the origins of the second women's movement and taking recourse to explanatory approaches to feminist theorists and to Bourdieu's and Gramsci's social theories of intellectuals, it is possible to elaborate the paradox of the female and the taboo of the feminist intellectual. Based on a draft of the early political ideas of the second women's movement, the article calls for a new genealogy of intellectuals in Germany.

Keywords

intellectuals, second women's movement, social theory of intellectuals, Bourdieu, Gramsci

*„Über ihre Klasse denkt die männliche Intelligenz gerne nach. Die Frage des Geschlechts überlässt sie lieber den feministischen Intellektuellen.“
Purtschert (2005)*

Neben den Ikonen Hannah Arendt und Susan Sontag finden sich in einschlägigen geistes-, politik- und sozialwissenschaftlichen Monografien und Sammelbänden zu Intellektuellen kaum einmal Frauen, welchen dieser Status zuerkannt wird. Auch scheint die seit den 1970er Jahren durch feministische Wissenschaftlerinnen betriebene Rückbesinnung auf bzw. Wiederentdeckung von Frauen und deren Werken in Geschichte, Politik, Kunst und Kultur nicht dazu beizutragen, jene als Intellektuelle zu thematisieren. Eine Charakterisierung als feministische Intellektuelle kommt fast ausnahmslos Simone de Beauvoir

zu, die häufig genug in einem Atemzug mit Jean-Paul Sartre genannt wird, um – die Vermutung sei erlaubt – so als Teil des schillerndsten heterosexuellen Paares der existenzialistischen Szene Frankreichs ihrer scharfen patriarchatskritischen Analyse zum „zweiten Geschlecht“ (Beauvoir 2010 [1949]) ein wenig die Spitze zu nehmen. Auch mit Blick auf die großen Emanzipationsbewegungen der alten Bundesrepublik Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt es zu konstatieren, dass weder die Autor_innen der Bücher zum 40. Jubiläum der 68er-Revolution bzw. „Studenten“-Bewegung die hier beteiligten Akteurinnen als Intellektuelle thematisieren noch Publikationen zur Neuen Frauenbewegung existieren, die deren Protagonistinnen als Intellektuelle ansprechen. So lässt sich konstatieren, dass die Sozialfigur der intellektuellen Frau, im Sinne des weiblich verkörperten, angerufenen und (selbst)identifizierten Subjekts, und mehr noch die der feministischen Intellektuellen, d. h. derjenigen, die, gestützt auf politische Theorien der gesellschaftlich organisierten Geschlechterverhältnisse, einen „grundlegenden Wandel der sozialen und symbolischen Ordnung – auch in den intimsten und vertrautesten Verhältnissen der Geschlechter – anstrebt und gleichzeitig Deutungen und Argumente zu ihrer Kritik anbietet“ (Gerhard 2009: 7), anhaltend eine Leerstelle in der Historiografie und Soziologie der Intellektuellen darstellt.¹

Doch warum bleiben bis heute politisch sich öffentlich einmischende Wissenschaftlerinnen, Autorinnen und Künstlerinnen auch und gerade aus dem Umfeld der Außerparlamentarischen Opposition (APO), des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und der sich hier entwickelnden Neuen Frauenbewegung in den einschlägigen soziologischen, politik- und geschichtswissenschaftlichen Publikationen über Intellektuelle der 68er-Bewegung und deren Gefolge fast ausnahmslos ungenannt und damit in ihrer Bedeutung für „1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur“ (Kraushaar 2000) unerkannt? Warum scheint es so schwierig, sich als „denkende Frau zu entwerfen und zu autorisieren“ (Maurer 2009: 130)? Weshalb sprechen prominente Protagonistinnen der Neuen Frauenbewegung von sich selbst nicht als feministische Intellektuelle, die über die Fähigkeit und den Willen verfügen, das politische Projekt des Feminismus, dessen Botschaften, Sichten, Haltungen und Ideen in der Öffentlichkeit und für eine Öffentlichkeit im eigenen Namen zu (re)präsentieren? Und warum finden sich bislang im Rahmen auch der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung nur spärliche Bemühungen, die Definition, Funktion und Wirkung weiblicher bzw. feministischer Intellektueller zu diskutieren und das offenbar kompliziertere (Selbst-)Verhältnis von Intellektualität und Weiblichkeit aufzuklären? Denn auch für die intellektuelle Frau, gar die feministische Intellektuelle gilt: „Die Bestimmung des Intellektuellen ist eine Selbstbestimmung“ (Demirovic 1992: 56).

Im folgenden Beitrag soll der Versuch unternommen werden, aus feministischer Perspektive diese Fragen als *ein Spannungsfeld* von Anerkennung und Missachtung, von (Selbst-)Definition und (Selbst-)Autorisierung, Zugehörigkeit sowie Marginalisierung und Ausschluss aus dieser sozialen Gruppe systematischer auszuleuchten. Hierfür

1 Eine erste Ausnahme stellt der Sammelband der Historikerin Ingrid Gilcher-Holtey (2015) dar, der auf einer Tagung des Bielefelder Zentrums für Interdisziplinäre Forschung beruht und neben Arendt, Beauvoir und Sontag u. a. Judith Butler, Angela Davis und Rossana Rossanda als „eingreifende Denkerinnen“ diskutiert. Zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Beitrags war der Band noch nicht im Buchhandel verfügbar.

möchte ich in einem ersten Schritt im Rekurs auf feministische Begründungsversuche zur Leerstelle der weiblichen Intellektuellen das Paradoxe dieser Sozialfigur herausarbeiten (1.). In einem zweiten Schritt soll zum einen unter Bezugnahme auf einflussreiche Definitionen und Funktionsbestimmungen der Intellektuellen und auf der Grundlage eines Schlaglichts auf den Entstehungszusammenhang der Neuen Frauenbewegung die Leerstelle der feministischen Intellektuellen als ein gegenwartsmächtiges Tabu der Konstitutionsphase dieser Emanzipationsbewegung entziffert werden. Zum anderen wird unter Rückgriff auf die Intellektuellentheorie von Antonio Gramsci die These vorgestellt, dass es zur Analyse der spezifischen Sozialfigur der feministischen Intellektuellen einer erweiterten Definitions- und Funktionsbestimmung bedarf, konkret der Konzeption der kollektiven, „organischen“ Bewegungsinellektuellen (2.). Auf dieser Grundlage wird in einem dritten Schritt mittels der Skizze der frühen politischen Ideen der Neuen Frauenbewegung zu individueller Autonomie und einer herrschaftsfreien Organisation der Geschlechterverhältnisse im Öffentlichen und Privaten eine veränderte Genealogie der Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland eingefordert (3.).

Bei allen drei Schritten gilt es zu bedenken, dass die Auseinandersetzung mit der Leerstelle der weiblichen bzw. feministischen Intellektuellen auch eine Selbstbefragung impliziert. Denn die Intellektuellensoziologie betreibende Gesellschaftswissenschaftlerin ist mit ihrer ganzen Person, d. h. der biografischen Gemengelage aus Erfahrungen, Höhe- und Tiefpunkten, Leidenschaften und „persönlichen Traumatisierungen“ (vgl. Eßbach 2013: 22) – mithin auch der eigenen vergeschlechtlichten Subjektivierung –, Teil eben jenes sozialen Feldes, das sie untersucht. Daher bedarf es einer selbstreflexiven Positionierung sowohl zur hier verfolgten Paradoxie bzw. zu dem Tabu als auch zur feministischen politischen Theorie und Bewegung, also eines Selbstverhältnisses zu den konturierten Spannungsfeldern.

1 Die weibliche Intellektuelle: ein Paradox?

Die (politische) Geschichtsschreibung des „Jahrhunderts der Intellektuellen“ ist eine, die weitgehend ohne Frauen, d. h. in der Regel als Gruppenbild mit Dame, sprich mit der fotogenen Simone de Beauvoir auf dem Buchcover neben Sartre auskommt (vgl. Winock 2003). Wenn überhaupt einmal die Frage nach den Ursachen für die ausbleibende Zurkenntnisnahme von weiblichen Intellektuellen aufgeworfen wird, die auch als deren Verleugnung zu verstehen ist, werden sozialpsychologische, philosophische, politiktheoretische, soziologische und (kultur)historische Erklärungsmuster hierfür ins Spiel gebracht.

So sieht die Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken die Wurzeln dieser Verleugnung in einer *gender anxiety* gegenüber der die Grenzen des Privaten überschreitenden, öffentlich denkenden, schreibenden und sprechenden Frau durch Männer, die ihre „Männlichkeit verteidigen“. Die Angst vor der öffentlichen Frau, so Vinken, ist der Grund, weshalb entgegen aller juristischen Gleichheit der Geschlechter „die Lufthoheit im Geistigen de facto weiter bei den Männern liegt“ (Vinken 2010: 14). Für die österreichische Politikwissenschaftlerin Eva Kreisky spielt die geschlechtlich codierte Tren-

nung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit eine Hauptrolle für ihre Beobachtung, dass Intellektuelle weiterhin annähernd ungebrochen „ein Typus *mit* Geschlecht“ (Kreisky 2000: 38, Hervorh. i. O.) – nämlich des männlichen sind. Für Kreisky (2000: 42) ist es „die weitgehend ungebrochene maskuline Hegemonie in der Sphäre der Öffentlichkeit“, aufgrund derer die weibliche Intellektuelle als „diskursiv annähernd nichtexistent“ betrachtet werden muss.

Die Philosophinnen Astrid Deuber-Mankowsky und Ursula Konnertz beantworten sich selbst die Frage, was es Frauen in Deutschland in den 1940er und 1950er Jahren verunmöglichte, zu „einer solch überragenden Intellektuellen“ zu werden wie die Französin Simone de Beauvoir in der Vierten Republik, mit der „Zäsur durch den Nationalsozialismus“ (Deuber-Mankowsky/Konnertz 1999: 3).² Anschlussfähig hieran argumentiert die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun im Gespräch mit der Journalistin Susanne Mayer (2009): Von Braun verortet die Gründe für den weiblichen „Nichtintellektualismus“ in Deutschland im Weiblichkeitsbild der 1950er Jahre, das sich im Ensemble von Gattin und Hausfrau zur „aufopferungsvollen Weiblichkeit“ verdichtet habe und Frauen in der Rolle als Intellektueller ein Skript versagte. Zudem ist das Drehbuch des Intellektuellen – so die britische Soziologin Mary Evans – historisch ein vom männlichen Habitus durchwirktes und sei geradezu in Opposition zu Weiblichkeitsstereotypen konstruiert (Evans 2009: 30).

Die Herausgeberinnen der Europäischen Fachzeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft *L'Homme*, Brigitte Mazohl-Wallnig und Herta Nagl-Docekal (1991: 3), benennen die für Frauen in „doppelter Hinsicht verhängnisvolle“ Verengung des Intellektuellenbegriffs zum Synonym für Akademiker_innen im Zuge der Ausbildung der ExpertInnenkultur des 20. Jahrhunderts als Ursache für das sodann nahezu ausschließlich von Männern bestimmte Bild der „Intelligenz“ und als Basis für die sukzessive Verdrängung „intellektueller Frauen aus der Geschichte der Intellektuellen“. Diesen grundlegenden Zusammenhang von Wissenschafts- und Intellektuellenverständnis reflektierte die Literaturwissenschaftlerin Marianne Schuller bereits in den frühen 1980er Jahren aus einer an der Machttheorie Foucaults sowie der Psychoanalyse Freuds und Lacans orientierten Perspektive und rückt den „äußerst labilen, kaum ausgebildeten Kreis weiblicher Intellektueller“ (Schuller 1984: 15) in den Mittelpunkt ihres Interesses. Schuller argumentiert, dass in einer patriarchalen Kultur, in welcher sich der Vater als symbolische Machtinstanz, d. h. als Statthalter der Macht, Herr der Sprache und der Rede, des Wissens und sozialen Gesetzes, hervorbringe, männliche Identität über den Intellektualisierungsprozess auf genuine Weise stabilisiert werde, da sie sich über die Ebenbildlichkeit mit dem Vater konstituiere, während sich die weibliche als die „inferiorisierte Andere“ (Schuller 1984: 14) darstellen müsse. Hieraus resultiere nicht nur ein geschlechtsspezifisches Verhältnis zur Macht, sondern auch zur Intellektualität, die sich gegenüber der „patriarchalen Weiblichkeitskodierung“ (Schuller 1984: 15) als etwas „Fremdes“ darstelle, sodass intellektuelle Frauen ohne kulturelle Muster auskommen

2 An dieser Stelle von ihnen nicht weiter ausgeführt, gilt es hier einerseits der Vertreibung und Vernichtung linker, jüdischer intellektueller Frauen zu gedenken, andererseits das völkisch-rassistische Weiblichkeitsbild der ‚arischen Mutter‘, also das NS-Ideal weiblicher Pflichterfüllung, Opferbereitschaft, Leidensfähigkeit und Selbstlosigkeit für Familie und Volksgemeinschaft als Argumentationsrahmen hinzuzuziehen, um diese „Zäsur“ hinsichtlich weiblicher Intellektueller zu plausibilisieren.

müssten. Jenseits des individuellen Erlebens hat nach Schuller „Intellektualität für die weibliche Identität den Status einer im emphatischen Sinne verstandenen Gabe [...]. Sie wird den Frauen ge- oder verabreicht wie die Oblate aus der Hand des Priesters“ (Schuller 1984: 16). Weil aufgrund ihres Geschlechts als ein ihnen nicht zustehendes Geschenk betrachtet, behandelten Frauen Intellektualität als ein „ganz und gar kostbares Gut“ (Schuller 1984: 16). Für Schuller „versteht es sich von selbst“, dass der Prozess der Intellektualisierung eine Bedrohung der weiblichen Ich-Stabilität darstellt und nach Sicherungssystemen verlangt, was wiederum der Grund dafür sei, dass sich Frauen auf ebenso extreme wie außerordentliche Weise auf die von „Männern ausgetragenen Rituale der Anerkennung“ verwiesen sehen, über welche Macht wiederum wesentlich funktioniere: „Ihre Stabilisierung, die individuell durchaus glücken kann, verläuft also über den Ausbau jener Macht, die den Grund für die Instabilisierung bildet“ (Schuller 1984: 16).

Für die hier verfolgte Systematisierung des Spannungsfelds um die Dimensionen Anerkennung, Definition, Autorisierung und Zugehörigkeit weiblicher Intellektueller als jene, die öffentlich zu Debatten ihrer Zeit Position beziehen oder diese anstoßen und ihre Fähigkeiten in den Dienst einer Idee oder einer Streitfrage stellen (vgl. Rochefort 2001: 6f.), erweist sich eine transdisziplinäre Zusammenschau der skizzierten Zugänge als sinnvoll, lassen sich doch sodann vier miteinander verschränkte, einander bedingende und wechselseitig sich verstärkende Motive aus den skizzierten Erklärungsansätzen feministischer Autorinnen unterschiedlicher disziplinärer Provenienz für die Leerstelle der weiblichen Intellektuellen herausarbeiten:

Erstens die mit den bürgerlichen Revolutionen konstituierte, bis in die Gegenwart hineinwirkende, geschlechtlich codierte Trennung von öffentlicher und privater Sphäre. Diese gilt es als Grundstein einer Geschlechter hierarchisierenden Arbeitsteilung von öffentlich-männlicher Erwerbsarbeit und Politik – assoziiert mit Geld und Macht – versus privat-weiblicher Beziehungs- und Versorgungsarbeit – assoziiert mit Liebe – in der bürgerlichen, industriekapitalistischen Gesellschaft zu lesen. Zugleich ging in Deutschland bis November 1918 mit dieser Sphärentrennung der legale Ausschluss von Frauen aus dem Status des *citoyen* einher. Denn dieser muss gemäß den klassischen liberalen Vertragstheorien über Eigentum und Stimmrecht verfügen, um so in der Lage zu sein, nicht nur ein partikulares, sondern ein universales Interesse, einen „Gemeinwillen“ auszudrücken (vgl. Rousseau 1977: 75ff.). Der historisch doppelt gesicherte Ausschluss von Frauen aus der Öffentlichkeit macht die politisch denkende und sich engagierende, also die sich hör- und sichtbar machende Frau unter den geistig und künstlerisch Tätigen offenbar noch in den 1990er Jahren im kollektiven Gedächtnis zu einem be- und hinterfragungswürdigen „Zauberwesen“ (Wülfing 1994: 57).

Zweitens nachklingende sowie anhaltend wirkmächtige Geschlechterideale und Geschlechterstereotypisierungen. Seit dem späten 18. Jahrhundert als komplementäre weibliche und männliche „Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) ausformuliert, untermauerten diese die Sphärentheorie im Rekurs auf natürliche Wesenseigenschaften, wie häuslich versus öffentlich, emotional versus rational bzw. passiv versus aktiv. Unter tätiger Mithilfe der strukturfunktionalen Sozialtheorie Talcott Parsons in den 1950er und 1960er Jahren erneut zugespitzt, gruppieren sich die Weiblichkeitsbilder der nach dem Zweiten Weltkrieg re-traditionalisierenden symbolischen Geschlechterordnung

um emotional-sorgende und bescheiden-hingebungsvolle Gattinnen- und Mutterbilder. Werden diese Bilder im Rahmen der Theorie einer „emphasized femininity“ (Connell/Messerschmidt 2005: 848) gelesen, die durch kooperatives und zustimmendes Verhalten gegenüber der Geschlechterhierarchie bestimmt ist, führt ein selbstbewusstes und engagiertes, öffentlich-politisches Auftreten und Eingreifen als intellektuelle Frau, also die Aufkündigung der Konformität mit der Nachrangigkeit und Unterordnung des „zweiten Geschlechts“, zu sozialer Abwertung, Ausblendung und Ausgrenzung. Oder anders formuliert: Die Intellektuelle stellt in der symbolischen Geschlechterordnung und mit Blick auf „hegemoniale Weiblichkeit“ (vgl. Stückler 2013: 117), d. h. die Hierarchisierung von Weiblichkeiten, einen sich widersetzenden und für beide Geschlechter ebenso verunsichernden wie bedrohlichen Typus dar.

Drittens die Bestimmung des Intellektuellen als intelligenter, akademisch gebildeter Mensch. Dieses Grundverständnis bedingte historisch zunächst die institutionelle Nicht-Existenz der ‚weiblichen Intellektuellen‘ qua Ausschluss vom Hochschulstudium bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts, mithin auch vom Promotions- und Habilitationsrecht. Solchermaßen Intellektualität rechtlich als den Männern vorbehaltenen Raum ausgestaltend, in welchem sie unter ihresgleichen die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997: 203) austragen, fungiert die Rede über und Praxis von Intellektuellen zugleich als Konstruktionsort des männlichen Habitus. In diesen ist nach Pierre Bourdieu (1997: 215) die „libido dominandi“ des Mannes eingeschrieben, „als Wunsch, die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen“. In dieser „Domäne männlichen Gestaltungswillens“ (Meuser 2001: 5) spielt neben akademischer Ausbildung und geistiger Tätigkeit, sprich Kompetenz, wesentlich auch eine maskulinistisch überformte Performanz, wie Körpersprache, Kleidung, Lebensstil und Umgangsformen eine Rolle. Jene verleiht der weiblichen Intellektuellen nach Aufhebung ihres Zutrittsverbots zur Akademie eine prekäre Position, ist sie doch auch mit Problemen der glaubwürdigen ‚Verkörperung‘ ihres denkenden Eingreifens aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit konfrontiert: Wenn zum sozialen Typus des Intellektuellen das *doing masculinity* gehört, führt das Auftreten der weiblichen Intellektuellen im Zuge der intersubjektiven Validierung von Gender in der virilen, agonalen Geistes-Arena zu Irritationen aller Beteiligten oder sie wird als „nicht satisfaktionsfähig“ (vgl. Frevert 1991) marginalisiert.

Viertens der moderne Entwurf von Vernunft, (wissenschaftlichem) Wissen und Intellektualität als das „Andere“ der Weiblichkeit. Die weibliche Intellektuelle, ausgestattet mit den ‚väterlichen‘ Insignien, erfährt diesen Status als destabilisierend, weil es sich um eine ebenso wertvolle wie ihrem Geschlecht nicht eignende und daher gefährliche „Gabe“ handelt. So ringt sie, um den Preis der Anpassung, um Anerkennung in den ernstesten Spielen der Männer um Deutungsmacht, ohne deren Regeln und Konstitutionslogik in Frage stellen zu können. Doch gehört zum Rollenmodell der Intellektuellen die machtkritische Position, d. h. der Kampf gegen Formen der Macht in der Ordnung des Wissens, des Bewusstseins und des Diskurses bzw. die Etablierung einer Gegenmacht im jeweiligen Feld (vgl. Gilcher-Holtey 2013: 42ff.). So kollidiert der zur Stabilisierung notwendige Kampf um Anerkennung im sozialen Feld der Intellektuellen mit deren zentralem Rollenverständnis, unterläuft mithin Funktion und Selbstverständnis dieses öffentlichen Wesens in seiner weiblichen Gestalt.

Angesichts dieser *vier interdependenten Motivstränge* erscheint die soziale Figur der weiblichen Intellektuellen als eine Paradoxie, mit welcher die Leerstelle zu erklären wäre: Ihre Existenz als kritisch-intervenierende Akteurin in der politischen Öffentlichkeit ist anhaltend durchwoben von widersprüchlichen, historisch nachwirkenden und institutionalisierten Erwartungen, Zumutungen und Behauptungen einer hierarchischen symbolischen Geschlechterordnung, deren strukturelle Fundamente auch gegenwärtig weder vollständig transformiert noch hinreichend destabilisiert sind. Diese Paradoxie scheint nicht nur in Deutschland zu bestehen, da sich z. B. in Frankreich (trotz oder gerade wegen der emblematischen Figur Simone de Beauvoir?) oder in England seit den späten 1990er Jahren Bemühungen auf eine Historiografie weiblicher Intellektueller richten (vgl. Evans 2009; Racine/Trebitsch 2004; Rochefort 2001). Und auch in den USA ist dieses Spannungsfeld aktuell auffindbar, rückt doch die prominente US-amerikanische Intellektuelle Siri Hustvedt (2015) in ihrem jüngsten Roman, entgegen aller Rede über die errungene Geschlechteregalität, weibliche Intellektualität in vielfachen Anspielungen und Verweisen in den Ruch der „Monströsität“, welcher dem Vorbild ihrer Protagonistin, der englischen Universalgelehrten, Philosophin und Schriftstellerin Margaret Cavendish anhing – eine intellektuelle Frau des 17. Jahrhunderts, die ihre patriarchatskritischen Arbeiten wagte, unter eigenem Namen zu veröffentlichen.

Gleichwohl gilt es, die Paradoxie der weiblichen Intellektuellen in der Bundesrepublik im Unterschied etwa zu Frankreich, England oder den USA zusätzlich im Kontext des im Antisemitismus gesteigerten Ressentiments gegenüber Intellektualität zu betrachten und die (Nach-)Wirkungen der rassenideologischen Rhetorik der „zer-setzenden jüdischen Intelligenz“ der nationalsozialistischen Diktatur zu bedenken: In jener gingen der Topos des effeminierten Intellektuellen und der Hass des NS-Regimes gegen „Bolschewismus, Freimaurerei, Individualismus, Judentum, Liberalismus, Parlamentarismus, Pazifismus, Römisches Recht und Universalismus“ (Lenk 2003: 19) eine auf Vernichtung zielende Verbindung ein. Die Propaganda gegen den Intellektuellen als „abstrakt“, „instinktlos“, „kalt“, „blutleer“, „krank“, „wurzellos“, „verbildet“, „jüdisch“, „ohne gesunden Menschenverstand“ und „Neinsager“, der als „undeutscher“ Typ schlechthin“ angeprangert wurde, hinterließ „im Bewusstsein der meisten eine tiefe Gravur“ (Bering 2010: 6). Diese nachhaltige ideologische Einschreibung erlaubte es bürgerlich-konservativen Kreisen nach 1945, den Begriff der Intellektuellen in der restaurativen Adenauer-Ära weiterhin als Schimpfwort zu verwenden und hiermit amalgamiert das abwertende Image des „Blaustrumpfs“, Inbegriff der unweiblichen Frau (vgl. Vinken 2010: 15), für die das Wort in der Öffentlichkeit ergreifenden intellektuellen Frauen wiederzubeleben.

Was aber kann über die feministische Intellektuelle gesagt werden, d. h. jene eingreifende und nonkonforme Denkerin für das feministische Projekt, die für die österreichische Politikwissenschaftlerin Eva Kreisky (2000: 42) „als spezifischer Fall“ erst durch die Neue Frauenbewegung hervorgebracht wurde? Sieht diese sich einer verschärften Marginalisierung unterworfen, beispielsweise „in Form der Versuche, feministisches Engagement nur in ghettoisierten Bereichen zuzulassen“ (Mazohl-Wallnig/Nagl-Docekal 1991: 3)? Wie verhält sich bei ihr die (Selbst-)Definition als Intellektuelle, also die (Selbst-)Autorisierung als denkendes und sprechendes Subjekt für den Feminismus, d. h. jener politischen Theorie und Praxis, die den „Mehltau des Kon-

formismus“ bekämpft und Schweigebote bricht, Doxa erschüttert und sich „gegen die Arroganz und Borniertheit des Establishments“ wendet (vgl. Kuster 2013: 118)?

2 Die feministische Intellektuelle: ein Tabu?

Richtet sich der Blick auf die Selbstautorisierung als feministische Intellektuelle bzw. die Benennung der exponierten, weil öffentlich schreibenden und sprechenden Akteurinnen der Neuen Frauenbewegung durch deren Historiografinnen und Theoretikerinnen als solche, gilt es, als eine mögliche Ursache dieser sodann offenbar werdenden weiteren Leerstelle ein anderes, strukturelles Motiv aus den Anfangsjahren der Bewegung zu entschlüsseln (vgl. Dackweiler 2013: 88ff.). Denn die Konstitutionsphase der Neuen Frauenbewegung war von einer feministischen Intellektualität geprägt, die eine kollektive Produktion und Zirkulation von Wissen mit Wahrheitsanspruch verfolgte. Ähnlich wie in Pierre Bourdieus mäeutischem Modell des Intellektuellen als „Geburtshelfer“, der den eigensinnigen sozialen Akteuren dazu verhelfen soll, ihre Interessen selbst zu erkennen und sich politisch zu artikulieren (vgl. Bourdieu 1991), verfolgten die seit Mitte der 1960er Jahre entstehenden Frauengruppen zunächst das Ziel einer gemeinsamen Kritik und Selbstkritik, Reflexions- als Selbstreflexionsfähigkeit und die Umsetzung individueller Erfahrungen in politische Sprache und Gesellschaftsanalyse (Bernd 1969). Angesichts der zu diesem Zeitpunkt insbesondere von Jean-Paul Sartre bestimmten Figur des „klassischen“ Intellektuellen, der „sich um das kümmert, was ihn angeht, und von dem die anderen sagen, er kümmere sich um das, was ihn nichts angeht“ (Sartre 1968: 159), definierten sich weder die in der politischen Öffentlichkeit – vorzugsweise des SDS – für diese Gruppen, ihre Erkenntnisse und Forderungen sich exponierenden, d. h. öffentlich sprechenden Frauen selbst als Intellektuelle noch wurden sie innerhalb der Frauengruppen Intellektuelle genannt.

Denn zur Idee und Praxis der kollektiven Produktion und Zirkulation feministischer Selbst- und Gesellschaftsanalysen – ebenso präzise wie ironisch nachvollzogen in Helke Sanders Film *Der subjektive Faktor* (1981) – steht die Gestalt des sich positionierenden, intervenierenden und anklagenden, agonal-männlichen Solitärs seit dem „manifeste des intellectuels“ der Dreyfus-Freunde Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Bering 2010: 8f.) unvermittelbar quer. Doch auch 50 Jahre nach den Aufbruchsjahren der Neuen Frauenbewegung scheint die Praxis und Idee kollektiver Wissensproduktion, die sich prägnant auch darin manifestierte, dass Veröffentlichungen in dieser Phase vielfach nicht namentlich gekennzeichnet wurden, wie ein Tabu zu wirken, das verhindert, exponierte Vertreterinnen der Neuen Frauenbewegung als feministische Intellektuelle zu thematisieren, die auf der Basis ihrer spezifischen Kompetenzen politische Ein- und Entwürfe formulierten, welche von der Bewegung wiederum aufgegriffen werden konnten.³ Dies zeigt

3 Eine Ausnahme bildet die Narration der Journalistin Alice Schwarzer, welche die Exponentinnen der ersten Frauengruppen im Umfeld des SDS als „frauenbewegte Intellektuelle“ bezeichnet. Auch sie nennt den Nationalsozialismus als Grund, warum in der Bundesrepublik unter Frauen „wagemutige Kreativität und intellektuelle Kühnheit“ nur schwer gediehen – seien doch die „neuen“ Feministinnen die „Töchter des Faschismus und auch selbst noch verfangen in diesem alles erstickenden deutschümeligen Schwarz-Weiß-Denken“ (Schwarzer 1981: 18).

sich exemplarisch auch in der Darstellung von Barbara Holland-Cunz zur „alten neuen Frauenfrage“: Im ersten Teil ihrer „politischen Ideengeschichte“ stellt sie den modernen Feminismus des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts personenbezogen entlang von 16 politischen Theoretikerinnen und zwei Theoretikern dar und schließt den Abschnitt mit Simone de Beauvoir, der Starintellektuellen des französischen Existenzialismus. Demgegenüber rekonstruiert sie im zweiten Teil ihrer anspruchsvollen und wegweisenden Arbeit den „zeitgenössischen Feminismus“ personenunabhängig entlang der „wichtigsten Anliegen, Probleme, Konflikte und Fragen, die Feministinnen seit 1963 bewegen“ (Holland-Cunz 2003: 11). Bedarf es – so lässt sich fragen –, anders als im Falle der historischen Frauenbewegung für das Verständnis der „Fragen und Herausforderungen“ des Feminismus seit Mitte der 1960er Jahre keiner Auseinandersetzung mit der Rolle, Funktion und Bedeutung von Publizistinnen, Wissenschaftlerinnen und Künstlerinnen als Gesellschafts-, konkreter als Patriarchatskritikerinnen der Neuen Frauenbewegung, mithin mit feministischen Intellektuellen? Und auch wenn Ulla Wischermann, Susanne Rauscher und Ute Gerhard (2010) in ihrem Sammelwerk *Klassikerinnen feministischer Theorie* hier anders verfahren und einen vielfältigen, thematisch gegliederten Einblick zu den Autorinnen feministischer Theoriepositionen zwischen den 1920er bis in die 1980er Jahre eröffnen, stellen auch sie diese politischen Denkerinnen nicht als feministische Intellektuelle, sondern als „prominente Vertreterinnen“ der Frauenbewegungen vor.

Als eindrückliches Beispiel der ausbleibenden Selbstbeschreibung als Intellektuelle soll hier die pointierte Aussage von Sigrid Fronius in einer Porträtsammlung über Aktivistinnen der Studierendenbewegung dienen: 1968 in der öffentlich herausgehobenen Funktion der AStA-Vorsitzenden der FU-Berlin, bemerkt Fronius rückblickend über sich: „Als Frau stand ich nicht unter dem Druck, jemand zu sein“ (Kätzel 2008: 21). Nun ist aber gerade das *jemand sein* unauflösbar verbunden mit dem im wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Diskurs durchgesetzten Verständnis von Intellektuellen als Menschen, die aufgrund ihrer Intelligenz einen „gewissen Ruhm“ erworben haben und diesen Ruhm „missbrauchen“, um ihre Domäne zu verlassen und die bestehende Ordnung im Namen des freien, d. h. von gesellschaftlicher Unterdrückung, Gewalt und Entfremdung emanzipierten Menschen zu kritisieren (vgl. Wildenberg 2010: 22). Diesem Verständnis ist zugleich das Stereotyp der schöpferisch-geistreichen Singularität des Intellektuellen einerseits und einer konsumierend-emotionalen Masse andererseits eingeschrieben, das auch für die Bedingung der Möglichkeit der (Selbst-)Definition als feministische Intellektuelle eine politisch folgenreiche Deutungsvorlage liefert: Es evokiert eine durch Autorität legitimierte Konstellation von Führung und Geführten, wie sie sich treffend in der Bezeichnung der „Intellektuellen als Wortführer der Massen“ (Greiffenhagen 1986: 67) artikuliert, mithin eine Figur, gegen welche die entstehende Neue Frauenbewegung von Beginn an opponierte.

Sowohl die Definition des „universellen Intellektuellen“ nach Sartre (1995) als auch die des „politisch-kritischen Intellektuellen“ bei Bourdieu (1991) und die des „spezifischen Intellektuellen“ nach Foucault (2003) beruhen im Kern auf diesem Verständnis, dass die Intellektuellen auf ihrem jeweiligen Gebiet eben nicht niemand, sondern vielmehr jemand sind, sprich über herausragende und anerkannte Expertise, Kompetenz bzw. Wissen verfügen, was sie zu Interventionen in der Öffentlichkeit und im eigenen

Feld legitimiert, das Eingreifen in die politische Welt zur Tugend und Pflicht macht und ihnen die Rolle des kämpfenden, sich ins Getümmel werfenden Anführers der „Avantgarde“ zuweist. Noch als Foucault in einem Interview aus dem Jahr 1977 fragt, ob die Kategorie der Intellektuellen überhaupt wünschenswert sei, und fordert, dass diese insbesondere auf ihre „prophetische Funktion“ verzichten sollten, scheint der männlich-agonale Führungsanspruch auf, spricht er doch im selben Atemzug vom

„Intellektuellen als dem Zerstörer der Evidenzen und Universalien, der in den Trägheitsmomenten und Zwängen der Gegenwart die Schwachstellen, Öffnungen und Kraftlinien kenntlich macht [...], der, wo er gerade ist, seinen Teil zu der Frage beiträgt, ob die Revolution der Mühe wert ist und welche [...], wobei sich von selbst versteht, dass nur die sie beantworten können, die bereit sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um sie zu machen“ (Foucault 1997: 197f.).

Demgegenüber traten zu Beginn der Neuen Frauenbewegung die öffentlich sprechenden, schreibenden und sich selbst organisierenden Akteurinnen als ein anderer Intellektuellentypus in Erscheinung: „illegitime, nicht akademisch autorisierte Theoretikerinnen, die die Verbindung zu den kollektiven Wissensformen herstellten, also zu dem, was es in der Frauenbewegung an Parolen, Diskursen, Haltungen, kollektiven Praktiken alles so gab“ (Grimm 1994: 158). Es handelt sich bei dieser feministischen Intellektuellen, die sich selbst so nicht bezeichnet(e), um einen impliziten Gegenentwurf sowohl zum „allgemeinen“, „öffentlichen“ und „spezifischen“ Intellektuellen (vgl. Gilcher-Holtey 2013: 42ff.), also zu jeweils dem, der *jemand* ist und der deshalb Autorität nach innen und außen zugeschrieben bekommt, der (an)führt und eine breite Öffentlichkeit erreicht.⁴

Um das für die Geschichtsschreibung der Neuen Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre und das Selbstverständnis ihrer Protagonistinnen so nachhaltige Tabu der feministischen Intellektuellen aufzuheben und diese Sozialfigur theoretisch zu fassen, bedarf es folglich eines erweiterten Intellektuellenbegriffs. Hierfür scheint mir einerseits der Begriff Bourdieus vom „kollektiven Intellektuellen“ (Bourdieu 1998: 102) anschlussfähig, den er in seinem Appell an die Kulturschaffenden, gemeinsam der Bedrohung der Ökonomisierung der kulturellen Produktion entgegenzutreten und sich im Kampf für Autonomie und Unabhängigkeit intellektueller und ästhetischer Kriterien international zu organisieren, verwendete. Andererseits vermag die Konzeption des italienischen Marxisten Antonio Gramsci vom „organischen Intellektuellen“ die spezifische Form der feministischen Intellektuellen besser zu bestimmen. Zunächst geht Gramsci davon aus, dass alle Menschen Intellektuelle sind und über intellektuelle Kompetenzen verfügen, jedoch nicht alle die *Funktion* der Intellektuellen ausüben. Für ihn existiert keine menschliche Tätigkeit, die ohne intellektuelle Dimensionen ausführbar wäre:

4 In ihrem vom ZDF gesendeten Fernsehgespräch mit Günter Gaus im Oktober 1968 formulierte Hannah Arendt auf dessen Frage, ob sie mit ihren Arbeiten über die Bedingungen des politischen Handelns „Wirkung“ erzielen wolle, dass sie an Wirkung nicht interessiert sei: „Es ist das – wenn ich ironisch reden darf – eine männliche Frage. Männer wollen immer furchtbar gern wirken: aber ich sehe das gewissermaßen von außen. Ich selber wirken? Nein, ich will verstehen. Und wenn andere Menschen verstehen – im selben Sinne, wie ich verstanden habe –, dann gibt mir das eine Befriedigung wie ein Heimatgefühl“ (Arendt 1996: 46).

„Der homo faber ist vom homo sapiens nicht zu trennen. Außerdem übt jeder Mensch außerhalb seines Berufes eine gewisse intellektuelle Tätigkeit aus, er ist also ein ‚Philosoph‘, ein Künstler, ein Mensch von Geschmack, hat teil an einer Weltanschauung, verfolgt eine bewußte Linie moralischen Verhaltens, trägt folglich dazu bei, eine Weltanschauung zu stützen oder zu verändern, das heißt neue Denkweisen hervorzurufen.“ (Gramsci, o. J.: 409)

Die Aufgabe der Intellektuellen besteht nach Gramsci in der Organisation der gesellschaftlichen Reproduktion: Sie organisieren als Teil der Auseinandersetzungen und Kämpfe um die Aufrechterhaltung bzw. Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse die „Hegemonie“, also Vorherrschaft ihrer sozialen Klasse oder Gruppe, und sorgen für die ideologische Zustimmung, sprich Konsens über Weltanschauung, Ziele, Normen und Werte. Nicht nur die herrschende Klasse, sondern auch die beherrschten Klassen bringen nach Gramsci Intellektuelle hervor, wobei für ihn die Intellektuellen der geschichtlich „progressiven“ Klasse eine solche Anziehungskraft ausbilden, dass sie „letztlich die Intellektuellen der anderen gesellschaftlichen Gruppen sich unterordnen und folglich ein System der Solidarität zwischen allen Intellektuellen schaffen“ (Gramsci o. J.: 409).

„Feministische Intellektuelle“ zu Beginn der Neuen Frauenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland können in diesem Sinne als *kollektive, organische Bewegungsin-tellektuelle* verstanden werden. Für den US-amerikanischen Soziologen und Bewegungsforscher Ron Eyerman (1994), der dies in seinen Analysen über die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den USA und die „Befreiungsbewegungen“ der „Dritten Welt“ konstatiert, theoretisieren, schreiben und sprechen feministische Intellektuelle über gesellschaftliche wie private Verhältnisse nicht in den etablierten Institutionen, sondern über bewegungseigene Organisationen und Kommunikationsmittel. Hier verfolgten sie das Ziel, in und aus den Frauengruppen, -zusammenschlüssen und -bündnissen heraus, die auch als „Denkkollektive“ (vgl. Morat 2011: 11) bezeichnet werden können, gegen die Hegemonie der Naturalisierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse einen Konsens über deren Herrschaftsförmigkeit zu organisieren und Zustimmung zu deren notwendiger Transformation zu erzielen. Als öffentlich und in den Gruppen das Wort ergreifende Frauen arbeiteten sie daran, die soziale, politische und kulturelle Gleichrangigkeit, Gleichwertigkeit und Gleichwichtigkeit des „zweiten Geschlechts“ zu realisieren, die trotz des verfassungsrechtlichen Gleichbehandlungsgebots in keinem gesellschaftlichen Bereich Wirklichkeit war. Hierbei rückten sie die als privat definierten Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse in den Mittelpunkt ihrer politischen Analysen, zunächst innerhalb und mit der studentischen Linken, sodann verstärkt separiert, um „den Verständigungsprozess untereinander überhaupt einleiten zu können.“ (Bovenschen 1988)

3 Eine andere Geschichte der Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland – eine andere Zäsur

Bereits ab Mitte der 1960er Jahre artikulierten Frauen im Umkreis der Studierendenbewegung zunächst in kleinen Gruppen, mehrheitlich bestehend aus Studentinnen, die sich

ihr Studium über Erwerbstätigkeit finanzieren mussten, sowie jungen Berufstätigen mit und ohne Kindern, ihre erfahrungsbasierte radikale Kritik an naturalisierten Geschlechterrollen und tradierter Männerdominanz, an fortbestehender Geschlechterungleichheit und dethematisierter Geschlechterherrschaft. Sie entwickelten auch bereits zu diesem Zeitpunkt eigene Entwürfe zu „individueller Autonomie, Eros und Gewaltlosigkeit als utopische[m] Modell der gesellschaftlichen Veränderungen“ (Lenz 2010: 45). Und doch werden bislang weder der Feminismus, wenn politische Ideen und Gesellschaftsentwürfe der 1960er und 1970er Jahre, die Studierendenbewegung und die Demokratisierung der bundesdeutschen Gesellschaft Thema sind, noch die in diesen Zusammenhängen denkenden, sprechenden und handelnden „feministische Intellektuellen“⁵ angemessen beachtet.

Die Jahreszahl '68 steht für eine Vielzahl von außerparlamentarischen Kampagnen und Aktionsgruppen, die sich zwischen 1960 und 1967 entwickelten, Ende 1967 bzw. im Laufe des Jahres 1968 verdichteten und einen Handlungszusammenhang bildeten, der als APO, als außerparlamentarische Opposition, zu einem Signum in der politischen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland wurde. In ihrem Kontext formierte sich die Studierendenbewegung. Ereignisgeschichtlich lässt sich die APO als eine interdependente Abfolge von Aktionen und Kampagnen begreifen: Gegen atomare Aufrüstung und die Notstandsgesetzgebung, den Vietnamkrieg, die Manipulationsmacht des Springer-Konzerns und der Bild-Zeitung, Neofaschismus und das kommunikative Beschweigen der NS-Vergangenheit, für eine Hochschul- und Bildungsreform sowie internationale Solidarität mit den Opfern imperialistischer und diktatorischer Gewaltpolitik. An allen diesen Aktivitäten waren seit Mitte der 1960er Jahre Frauen beteiligt, jedoch nicht in der ersten Reihe und nicht als eigenständige Gruppierung mit erkennbar eigenen Zielen, Strategien und Organisationsformen. Die bestenfalls als marginal zu bezeichnende öffentliche Präsenz von Frauen in der APO verdeutlicht etwa die Zusammensetzung des Oktober 1967 gegründeten Kuratoriums „Notstand der Demokratie“, das sich mit einem heutigen Begriff feministischer Politikwissenschaft schlicht als „Männerbund“ (Kreisky 1997) verstehen lässt.

Die Diskurse, Kampagnen und Aktionen der APO und des SDS bildeten den Entstehungs- und Erfahrungskontext der Neuen Frauenbewegung, d. h. der sich autonom von bestehenden politischen Parteien, Gewerkschaften und außerparlamentarischen linken Gruppen organisierenden Frauen. Doch während die jahrelangen Kämpfe gegen die geplante Notstandsgesetzgebung unter dem Motto „Demokratie vor dem Notstand“ geführt wurden, stellte die entstehende Neue Frauenbewegung die so offensichtlich geschlechtergeteilte Demokratie als Ganze auf den Prüfstand. Und während die Gründung der „Kritischen Universität“ in Berlin am 1. November 1967, Vorbild weiterer „Gegenuniversitäten“ unter anderem auch in Hamburg und Frankfurt, unter dem Banner der „Demokratisierung der Hochschule“ stattfand, forderte die erste Frauengruppe, die Dezember 1967 in der Küche der Journalistin Marianne Herzog und des Schriftstellers

5 Etwa Claudia von Alemann, Heide Bernd, Silvia Bovenschen, Antonia Grunenberg, Sarah Haffner, Frigga Haug, Elisabeth Lenk, Sibylle Plogstedt, Ulrike Prokop, Erika Runge, Helke Sander, Susanne Schunter-Kleemann, Monika Seifert, Mona Steffen, Karin Struck, Christina Thürmer-Rohr oder Michaela Wunderle, um – bei aller unbeabsichtigten Willkür – hier wenigstens einige Namen zu nennen.

Peter Schneider sich ebenfalls in Berlin ins Leben rief und kurze Zeit später als „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ bundesweit Geschichte machen sollte, nichts weniger als die Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse, was eine Radikalisierung der Kritik bedeutete. Denn die ‚zweite‘ Frauenbewegung, die sich der außerparlamentarischen Linken und der Studierendenbewegung verbunden sah, kritisierte in ihren Anfängen zugleich die männerdominierten Strukturen und Inhalte, d. h. die Emanzipationsrhetorik der hier politisch aktiven Männer, die vor der Wirklichkeit der systematischen, weil institutionell verankerten Ungleichstellung von Frauen und den gesellschaftlich produzierten Machtasymmetrien zwischen den Geschlechtern, nicht zuletzt in den eigenen vier Wänden, die Augen verschlossen. Der Berliner „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ konzentrierte sich hierbei erstmals auf die spezifischen Konfliktkonstellationen von Frauen mit Kindern. So formulierte der „Aktionsrat“, mehrheitlich zusammengesetzt aus studierenden Müttern, in einem ersten Flugblatt (vgl. Lenz 2010: 51f.) den Ausgangspunkt und die Motive ihrer autonomen Organisation als Frauen. Angesprochen sind in diesem frühen Dokument bereits die Essentials der Politik und politischen Theorie der Neuen Frauenbewegung: zum einen die Bedeutung und Veröffentlichung von Gefühlen, von Subjektivität und Erfahrung als Grundlage der kollektiven Politisierung für die ‚eigene‘ Sache; zum anderen die Widersprüche, Zumutungen und Unvereinbarkeiten im weiblichen Lebenszusammenhang aufgrund der allein Frauen zugewiesenen Arbeit in der Versorgungsökonomie; schließlich die gesellschaftlich organisierte Isolierung von Frauen mit diesen Konflikten im sogenannten Privaten sowie die ihnen jeweils individuell abverlangten Vereinbarkeitsleistungen bzw. ihre Frustrationstoleranz im Namen der ‚Liebe‘.

Die Frauen des „Aktionsrats“ diskutierten nicht nur seit Ende des Jahres 1967 über erfahrene Abhängigkeit, Überlastung, Unvereinbarkeit von Studium und politischer Arbeit mit Kindern, über Hilfsarbeiten für die politisch ‚wichtigen‘ Arbeiten der Männer und die Selbstverständlichkeit traditioneller häuslicher Arbeitsteilung, sondern sie handelten auch in eigener Sache: Sie gründeten „Kinderläden“ – Ende 1968 gab es bereits zehn in West-Berlin, Gründungen erfolgten auch in anderen Großstädten –, um hier wechselseitig auf die Kinder aufzupassen und so jeder Frau regelmäßig Zeit für Studium und politische Aktivität zu geben. Ziel war aber auch die Entwicklung von „revolutionären“ Erziehungsmethoden und -inhalten, um das Erziehungssystem zu verändern und die gewonnenen Erkenntnisse – so Sigrid Damm-Rüger, an „die Bevölkerung heranzutragen [...]. Man hatte erkannt, dass man sich nicht auf die Arbeit an der Universität beschränken darf, wenn man die Gesellschaft verändern will“ (Damm-Rüger 1988). Schon beim zweiten Treffen begannen sie gemeinsam mit städtischen und konfessionellen Berliner Kindergärtnerinnen, die gezielt per Flugblatt angesprochen wurden, einen Kindergärtnerinnenstreik zu organisieren. Geplant war dieser Streik als „grandioser Auftakt zur Verbesserung der Lage der Frauen“, als ein „deutliches Zeichen dafür, dass mit Frauen künftig zu rechnen ist, dass sie ihre eigenen Schwerpunkte selbständig formulieren würden“ (Sander 1998: 296).

Auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS September 1968 präzierte Helke Sander als „Sprecherin“ für den „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ – der Landesverband Berlin des SDS hatte ihr einen Delegiertenplatz gegeben, obwohl nur wenige der Frauen des „Aktionsrats“ im Verband aktiv waren – diese Politik der Frauen für Frauen. Entlang

der Konfliktkonstellationen von Frauen mit Kindern konfrontierte sie in ihrer prominent gewordenen Rede die Genossen mit der Ausklammerung von sozialer Ungleichstellung und Herrschaftsverhältnissen zwischen den Geschlechtern, die ihrem eigenen emanzipatorischen Anspruch zuwiderlief. Sie kritisierte die auch vom SDS, dem Verband, den der „Aktionsrat“ als einzig „progressive Organisation“ bezeichnete, vollzogene Trennung von Öffentlichem und Privatem und die Tabuisierung dieser als unpolitisch definierten Sphäre: Sander rückte im Namen des „Aktionsrates“ die Herrschaft legitimierenden Organisationsprinzipien bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung in den Mittelpunkt ihrer Kritik, konkret Konkurrenz und Leistung, die „Spielregeln“, denen in der Marktökonomie alle unterliegen und denen Frauen sich unterordnen müssen, um gleichen Zugang zu ungerechten, unfreien und entfremdenden Verhältnissen zu erlangen. Zugleich benannte der „Aktionsrat“ die Lage von Frauen mit Kindern, die in ständigem Widerspruch zwischen ihren eigenen Erwartungen und den Ansprüchen der Gesellschaft die Wahl zwischen Studium und Berufstätigkeit oder Familie zu treffen hatten – eine „Wahl“, die in jedem Fall ein Verzicht auf vitale Bedürfnisse bedeutete. Erst wenn diese ins Private verdrängten Konflikte als gesellschaftliche artikuliert würden, so der „Aktionsrat“, sei Emanzipation von Rollenverhalten und von der Geschlechterkonkurrenz in der „Leistungsgesellschaft“ möglich. Diese Emanzipation war für den „Aktionsrat“ nicht individuell erreichbar, doch stellten die Frauen klar, dass die „polit-ökonomische Revolution“ – wie an den sozialistischen Ländern erkennbar – nicht hinreiche, sondern begleitet sein müsse von der Aufhebung der ins Private verdrängten Probleme .

Neben gemeinsamen Merkmalen in der Unterdrückung aller Frauen wurden auch „klassenspezifische Unterdrückungsmechanismen“ reflektiert. Der „Aktionsrat“ rechtfertigte seine Konzentration auf Kinderläden im studentischen Umfeld sowie auf die Selbstorganisation von Erzieherinnen damit, dass es hierüber erstmals gelingen könne, die politische Apathie von Frauen aufzubrechen, die aus einem tradierten, ihre spezifischen Bedürfnisse und Problemlagen ausklammernden Politikverständnis resultiere. Sander beendete die Rede mit dem Appell an die Genossen, die vom „Aktionsrat“ geforderte Diskussion zu führen – „(sonst) müssen wir allerdings feststellen, dass der SDS nichts weiter ist als ein aufgeblasener konterrevolutionärer Hefeteig“ (Lenz 2010: 58).

Doch verweigerte sich der Vorstand des SDS der Forderung, nicht die Ausbeutung der ArbeiterInnenklasse zum Ausgangspunkt von Gesellschaftskritik und politischer Praxis zu machen, sondern die Lebens- und Problemlagen von Frauen mit Kindern in der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft. Rückblickend formulierte Helke Sander ihr eigenes Erstaunen über den Optimismus des „Aktionsrats“, dass der SDS diese feministische Inversion der strategischen Prioritäten und der sogenannten Haupt- und Nebenwidersprüche sowie die hierfür vollzogene radikale Entgrenzung des Politischen, von Öffentlichem und Privatem, mitvollziehen würde. Die Reaktion auf die „Rückkehr zur Tagesordnung“ war der Tomatenwurf der hochschwangeren Sigrid Damm-Rüger, SDS-Mitglied und zwischen 1965 und 1966 studentische Sprecherin im Akademischen Senat sowie in der Philosophischen Fakultät der FU Berlin: die in Westdeutschland vielleicht bekannteste Gründungsgeschichte einer sozialen Bewegung des 20. Jahrhunderts. Die Tomaten gegen den Vorsitzenden Hans-Jürgen Krahl und andere Mitglieder des Vorstands der Delegiertenkonferenz sowie der Aufsehen erregende Artikel von Ulrike Meinhof in der Zeitschrift *konkret* unter dem Titel „Die Frauen im SDS oder In eigener

Sache“ gaben bundesweit vielen Frauen im Verband den Anstoß, die eigenen Konflikt- und Widerspruchserfahrungen im als privat definierten und der politischen Diskussion entzogenen Geschlechterverhältnis in der „selbstgewählten Isolation“ separater Frauengruppen erstmals zu diskutieren. Sie gründeten politisch-theoretische Arbeitskreise, so etwa in Berlin unter dem Namen „Theorie der Emanzipation“, um sich mit Kritischer Theorie, der Psychoanalyse Sigmund Freuds, weiblicher Sexualität und sozialistischer Literatur über die Lage von Frauen im Kapitalismus zu befassen.

Die Skizze des Konstitutionsprozesses und Entstehungskontextes der Neuen Frauenbewegung Ende der 1960er Jahre soll verdeutlichen, dass deren kollektive Bewegungsinтеллектуellen die antiautoritäre Studierendenbewegung und die hier exponiert agierenden Intellektuellen, wie Hans-Jürgen Krahl, Rudi Dutschke, Bernd Rabehl, Johannes Agnoli und K. D. Wolff, zugleich kritisierten und deren Gesellschaftskritik um die Dimension patriarchaler Herrschaft erweiterten. Diese feministischen Intellektuellen intendierten von Beginn an umfassende und tiefgreifende soziale, politische und kulturelle Veränderungen und prägten so die Signatur der 68er- und der in ihrem Gefolge sich entwickelnden „Neuen sozialen Bewegungen“ entscheidend mit: Ihnen ging es um Solidarität und Emanzipation aus gesellschaftlich nicht mehr hinnehmbaren Verhältnissen, konkret um die Befreiung von Frauen „aus persönlicher Abhängigkeit sowie Selbstbestimmung in jeder, in privater wie politischer Hinsicht“ (Gerhard 2008: 4). Gesellschaftskritischer und politischer Horizont der kollektiven Prozesse der Wissensproduktion und -zirkulation bildeten der Herrschafts- und Unterdrückungszusammenhang von Klasse *und* Geschlecht, von Kapitalismus *und* Patriarchat. Erfahrungsbasiert analysierten und skandalisierten die Akteurinnen die Geschlechterungleichheit im Öffentlichen und im Privaten und formulierten auf dieser Grundlage gesellschaftliche Gegenentwürfe. In ihrem im Februar 1968 für den „Aktionsrat“ verfassten Selbstverständigungspapier unter dem Titel „1. versuch, die richtigen fragen zu finden“ umriss Helke Sander mit Blick auf ein „utopisches mann-frau-verhältnis“ ein politisches Arbeitsprogramm, welches das „Verhältnis Mann-Frau“, die „antiautoritäre Erziehung“, die „ökonomische Lage“ im Sinne der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Frauen und ihrer zusehends konflikthaften Doppelrolle sowie das „Scheitern bisheriger Revolutionen“ (Lenz 2010: 53ff.) umfasste.

In dieser ersten Phase der Neuen Frauenbewegung formulierten die exponierten Akteurinnen aus der Bewegung und für die Bewegung, ohne ihre individuelle Autorinnenschaft kenntlich zu machen, eine Idee der Macht von Frauen mit Kindern analog zur Macht des Proletariats. Dieser Frauenmacht sollte es zukommen, selbst eine Gesellschaft zu definieren, „die Kinder und Frauen weder theoretisch noch praktisch ins Abseits bringt oder diese dazu zwingt, sich im Interesse der Kinder mit dem Status quo zu arrangieren“ (Sander 1998: 296). Frauen mit Kindern sollten die Definitionsmacht erhalten, über die Organisation des gesellschaftlichen Lebens zu bestimmen. Dieser ebenso provokative wie transformative Ansatz und dessen Protagonistinnen wurde zu Beginn der 1970er Jahre von anderen feministischen Theorien und politischen Programmen und von anderen Bewegungsinтеллектуellen verdrängt. Angesichts einer regierungsoffiziellen Frauenpolitik, die sich unter dem Banner der Frauenemanzipation – verstanden als Vereinbarkeit von Familie und Beruf – ausschließlich am Ziel einer reibungslosen Arbeitsmarktintegration von Frauen mit Kindern ausrichtet, hat die zu Beginn angestoßene feministisch-politische Utopie nichts an Aktualität verloren.

Doch nicht nur dieser Ansatz wartet noch heute auf Unterstützung. Eine Geschichte der feministischen Intellektuellen der Neuen Frauenbewegung steht ebenso aus wie eine neue Genealogie der modernen Intellektuellen. Hier gilt es, die Linie der männlichen Intellektualität mit weiblicher sowie feministischer zu verschränken. In den Blick gerückt werden müssen zugleich weitere Dimensionen sozialer Ungleichstellung in ihrer Überlagerung und Überkreuzung, die das hier skizzierte Spannungsfeld um (Selbst-)Definition, Anerkennung und Zugehörigkeit als Intellektuelle noch weiter auffächern: Hinzu treten „intellektuelle Migrantinnen“ als subalterne Gruppen im Kontext von Diaspora, Exil und Migration (Gutiérrez Rodríguez 1999), deren Weg in die öffentliche Sphäre, um hier als Intellektuelle hörbar Positionen in politischen Debatten zu beziehen bzw. diese allererst auf die Agenda zu bringen, auf der Basis mehrfacher Kategorisierungen verhindert bzw. erschwert wird. Und es erweist sich für die Intellektuellensoziologie betreibenden Intellektuellen eben nicht nur als unabdingbar, die eigene Verwobenheit in bestehende Klassen- und Geschlechterverhältnisse zu reflektieren, sondern zugleich sich aus einer postkolonial informierten Perspektive mit dem rezenten Rassismus sowie marginalisierenden und inferiorisierenden Ethnisierungen auseinanderzusetzen, um klären zu können, wer wann, warum, in wessen Namen und für wen (nicht) sprechen kann bzw. darf und wessen Worte aus welchem Grund (kein) Gewicht haben und (nicht) überliefert werden.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah. (1996). Fernsehgespräch mit Günter Gaus. In Hannah Arendt, *Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk* (S. 44–70). München: Piper.
- Beauvoir, Simone de. (2010) [1949]. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Aus dem Franz. von Uli Aumüller & Grete Osterwald. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bering, Dietz. (2010). Intellektueller: Schimpfwort – Diskursbegriff – Grabmal. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 5–12.
- Bernd, Heide. (1969). Kommune und Familie. In Hans-Magnus Enzensberger (Hrsg.), *Kursbuch 17: Frau – Familie – Gesellschaft* (S. 129–146). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1991). *Die Intellektuellen und die Macht*. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre. (1997). Die männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153–217). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1998). Und dennoch. In Pierre Bourdieu (Hrsg.), *Intellektuelle, Markt & Zensur* (Liber-Jahrbuch. Internationales Jahrbuch für Literatur und Kultur. Bd. 1) (S. 97–109). Konstanz: UVK.
- Bovenschen, Silvia. (1988). Beitrag zur Podiumsdiskussion (Ringvorlesung am 1. Juni 1988). *Antiautoritärer Anspruch und Frauenemanzipation – Die Revolte der Revolte*. Zugriff am 6. Mai 2015 unter www.infopartisan.net/archive/1968/29708.html.
- Connell, R. W. & Messerschmidt, James W. (2005). Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. *Gender & Society*, 19(6), 829–859.
- Dackweiler, Regina. (1995). *Eingegrenzt und eingemeindet. Die neue Frauenbewegung im Blick der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Dackweiler, Regina-Maria. (2013). Feministische Intellektuelle. In Thomas Kroll & Tilman Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 87–100). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Damm-Rüger, Sigrid. (1988). Beitrag zur Podiumsdiskussion (Ringvorlesung am 1. Juni 1988). *Antiautoritärer Anspruch und Frauenemanzipation – Die Revolte der Revolte*. Zugriff am 6. Mai 2015 unter www.infopartisan.net/archive/1968/29708.html.
- Demirovic, Alex. (1992). Führung und Rekrutierung. Die Geburt des Intellektuellen und die Organisation der Kultur. In Walter Prigge (Hrsg.), *Städtische Intellektuelle. Urbane Milieus im 20. Jahrhundert* (S. 47–77). Frankfurt/Main: Fischer.
- Deuber-Mankowsky, Astrid & Konnertz, Ursula. (1999). Einleitung. Intellektualität und Weiblichkeit. *Die Philosophin*, 19, 3.
- Eßbach, Wolfgang. (2013). Intellektuellensoziologie zwischen Ideengeschichte, Klassenanalyse und Selbstbefragung. In Thomas Kroll & Tillmann Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 21–40). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Evans, Mary. (2009). Can women be intellectuals? In Christian Fleck, Andreas Hess & Stina E. Lyon (Hrsg.), *Intellectuals and Their Publics* (S. 29–40). Farnham, UK: Ashgate.
- Eyerman, Ron. (1994). *Between Culture and Politics: Intellectuals in Modern Society*. Cambridge: Polity Press.
- Foucault, Michel. (1977). Nein zum König Sex. Ein Gespräch mit Bernard-Henry Lévy. In Michel Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit* (S. 176–198). Berlin: Merve.
- Foucault, Michel. (2003). Die politische Funktion des Intellektuellen. In Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Bd. III: 1976–1979 (S. 145–152 und 205–213). Hrsg. von Daniel Defert & François Ewald. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Frevert, Ute. (1991). *Ehremänner: Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*. München: Beck.
- Gerhard, Ute. (2009). *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*. München: Beck.
- Gerhard, Ute. (2008). 50 Jahre Gleichberechtigung – Eine Springprozession. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 24–25, 3–9.
- Gilcher-Holtey, Ingrid. (2013). Konkurrenz um den „wahren“ Intellektuellen. Intellektuelle Rollenverständnisse aus zeithistorischer Sicht. In Thomas Kroll & Tillmann Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 41–52). Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gilcher-Holtey, Ingrid. (2015). *Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck (im Erscheinen).
- Gramsci, Antonio. (o. J.). *Philosophie der Praxis. Eine Auswahl*. Hrsg. und übersetzt von Christian Riechers. o. O.
- Greiffenhagen, Martin. (1986). *Propheten, Rebellen, Minister. Intellektuelle in der Politik*. München: Piper.
- Grimm, Sabine. (1994). Über feministische Intellektuelle. In Cornelia Eichhorn & Sabine Grimm (Hrsg.), *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Kritik* (S. 153–166). Berlin/Amsterdam: Ed. Idee Archiv.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación. (1999). *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Hausen, Karin. (1976). Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen* (S. 363–393). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Holland-Cunz, Barbara. (2003). *Die alte neue Frauenfrage*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hustvedt, Siri. (2015). *Die gleißende Welt*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kätzel, Ute. (2008). *Die 68erinnen. Portrait einer rebellischen Generation*. Königstein/Taunus: Helmer.

- Kraushaar, Wolfgang. (2000). *1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Kreisky, Eva. (2000). Intellektuelle als historisches Modell. In Eva Kreisky (Hrsg.), *Von der Macht der Köpfe. Intellektuelle zwischen Moderne und Spätmoderne* (S. 11–53). Wien: WUV.
- Kreisky, Eva. (1997): Diskreter Maskulinismus. Über geschlechtsneutralen Schein politischer Idole, politischer Ideale und politischer Institutionen. In Eva Kreisky & Birgit Sauer (Hrsg.), *Das geheime Glossar der Politikwissenschaft* (S. 161–213). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Kuster, Friederike. (2013). Feministische Theorie heute: Ein subjektives Schlaglicht. *Feministische Studien*, 31(1), 113–119.
- Lenk, Kurt. (2003). Über rechten Anti-Intellektualismus. 15 Thesen. *DISS-Journal. Zeitung des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung*, 10, 16–20. Zugriff am 6. Mai 2015 unter www.diss-duisburg.de/download/dissjournal-dl/DISS-Journal-10-2003.pdf.
- Lenz, Ilse. (2010). *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung* (2., aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS.
- Maurer, Susanne. (2009): Das ‚weibliche akademische Subjekt‘ – eine Forschungsnotiz. In Edith Glaser & Sabine Andresen (Hrsg.), *Disziplinengesichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte* (S. 129–136). Opladen/Farmington Hills: Budrich Verlag.
- Mayer, Susanne. (2009). Unsere Glamourgirls. Die Amerikanerinnen Susan Sontag und Joan Didion sind intellektuelle Stars, auch in Deutschland. Wo es Frauen wie sie nicht gibt. *Die Zeit*, 37.
- Mazohl-Wallnig, Brigitte & Nagl-Docekal, Herta. (1991). Editorial. In Brigitte Mazohl-Wallnig & Herta Nagl-Docekal (Hrsg.), *Intellektuelle. L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, 2(2), 3–6.
- Meuser, Michael. (2001). Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. *Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung*, 1(2). Zugriff am 6. Mai 2015 unter https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf.
- Morat, Daniel. (2011). Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, Version: 1.0. *Docupedia-Zeitgeschichte*, 20.11.2011, Zugriff am 6. Mai 2015 unter http://docupedia.de/zg/Intellektuelle_und_Intellektuellengeschichte?oldid=106435.
- Purtschert, Patricia. (2005). Dumm wie Brot. *Die Wochenzeitung*, (15), 14. April 2005.
- Racine, Nicole & Trebitsch, Michel. (Hrsg.). (2004). *Intellectuelles. Du genre en histoire des intellectuelles*. Paris: Complexe.
- Rocheffort, Florence. (2001). À la découverte des intellectuelles. In Florence Rocheffort (Hrsg.), *Intellectuelles. Clio – Histoire, Femme et Société 19*, 5–16.
- Rousseau, Jean-Jacques. (1977). *Politische Schriften*. Bd. 1. Paderborn: Schöningh.
- Sander, Helke. (1998). Überlegung zur Bewegung. In Ingeborg Mues (Hrsg.), *Was Frauen bewegt und was sie bewegen* (S. 283–303). Frankfurt/Main: Fischer.
- Sartre, Jean-Paul. (1995). Der Intellektuelle und die Revolution. Interview mit Jean-Claude Garot. Januar 1968. In Jean-Paul Sartre, *Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950–1971* (S. 157–161). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schuller, Marianne. (1984). Vergabe des Wissens. Notizen zum Verhältnis von ‚weiblicher Intellektualität‘ und Macht. *Konkursbuch 12. Zeitschrift für Vernunftkritik: Frauen und Macht* (S. 13–21). Tübingen: Konkord.
- Schwarzer, Alice. (1981). *So fing es an! Die neue Frauenbewegung*. München: Piper.
- Stückler, Andreas. (2013). Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 5(3), 114–130.
- Vinken, Barbara. (2010). Die Intellektuelle: gestern, heute, morgen. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 13–18.

- Wildenberg, Dorothea. (2010). Sartres „heilige Monster“. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 19–25.
- Winock, Michel. (2003). *Das Jahrhundert der Intellektuellen*. Konstanz: UVK.
- Wischermann, Ulla; Rauscher, Susanne & Gerhard, Ute. (Hrsg.). (2010). *Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte. Bd. II (1920–1985)*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Wülfing, Gisela. (1994). Die öffentliche Frau. Ein vertrautes oder fremdartiges Zauberwesen? In Margrit Brückner & Gisela Wülfing (Hrsg.), *Die sichtbare Frau. Die Aneignung gesellschaftlicher Räume* (S. 57–74). Forum Frauenforschung, Bd. 7. Freiburg/Breisgau: Core.

Zur Person

Regina-Maria Dackweiler, Prof. Dr. phil. habil., Hochschule RheinMain, Fachbereich Sozialwesen. Arbeitsschwerpunkte: Frauenbewegungen, FrauenMenschenrechte, Feministische Wohlfahrtsstaatstheorie, Gewalt im Geschlechterverhältnis, Soziale Ungleichheit, Gender in der Sozialen Arbeit.

Kontakt: Hochschule RheinMain, Kurt-Schumacher-Ring 18, 65197 Wiesbaden

E-Mail: regina-maria.dackweiler@hs-rm.de